

ALIZÉE KORTE



Alizée Korte, Jahrgang 1971, arbeitete nach ihrem Studium der Philosophie und der Politischen Wissenschaft zunächst als Journalistin, später als Kommunikationsberaterin. Sie ist seit zwanzig Jahren in der Fachwelt rund um Media, Marketing, Werbung und Internet zu Hause, taucht in ihrer Freizeit jedoch gern in die Tiefen eigener Geschichten ab. Sie lebt in Düsseldorf und schreibt, wann immer Familie und Vollzeitjob es zulassen.

Ihr Roman »Dein Weg, meine Liebe« erschien im Herbst 2017. Mit »Das Echo der Farben«, einem Erzählband, veröffentlicht sie nun ihr zweites Buch.

Mehr hier: [www.alizeekorte.de](http://www.alizeekorte.de) und auf Twitter @AlizeeKorte

*Das  
Echo  
der  
Farben*

ERZÄHLUNGEN

RE  
AD

*Für Zimti*  
*In liebevoller Erinnerung*  
*an die gemeinsamen Jahre 1997–2004*

Juni 2018  
© 2018 Alizée Korte  
Covergestaltung © Traumstoff Buchdesign, traumstoff.at  
Covermotive © Helen Lane und walik savitsky, shutterstock.com  
Lektorat: Heidi Keller, München  
Korrektur: Mareike Giertler, Berlin  
Layout und Satz: Die Buchprofis, München  
Druck und Verlag: BoD – Books on Demand, Norderstedt  
ISBN: 978-3-75280-549-9  
Printed in Germany

## *Inhalt*

Anfang und Abschluss . . . . .	9
Das Privileg, Flügel zu tragen . . . . .	17
Das Echo der Farben . . . . .	57
Schattenballett . . . . .	93
Die Umarmung des Meeres . . . . .	125
Nein, ich will . . . . .	157
Der letzte Mord . . . . .	191
Danksagung . . . . .	209
Rezept »chtapodi stifado« . . . . .	210
Leseprobe »Dein Weg, meine Liebe« . . . . .	213

## *Das Privileg Flügel zu tragen*

**N**er Kerl kam direkt aus dem OP auf die Intensivstation und auf seinem Rücken prangte das Tattoo, das allein für den Platz zwischen meinen Schulterblättern geschaffen worden war. Sofort barsten die Gedanken in meinem Kopf in einer Wolke von Blau. Bruchstückhaft stiegen Erinnerungen auf: an dampfende Dattelpalmen im Regen, den Geruch von Ebbe und den Lockruf der Strandvögel gegen Ende der Nacht. An das Meer, das sein Azur mit in die Tiefe genommen hatte und sich silbrig unter dem niedrigen Himmel ausstreckte. Ich hasste Überraschungen. Ich hasste es so sehr, wenn meine Gedanken aus ihrer Bahn gerissen wurden, dass ich mich weigerte, ein Handy oder eine E-Mail-Adresse anzuschaffen, und mir meine Post stattdessen an ein Postfach schicken ließ, das ich immer donnerstags leerte. Auf diese Weise musste ich mich nur einmal in der Woche damit auseinandersetzen, was andere Menschen mich in schriftlicher Form wissen ließen.

Jetzt brachte der Tattoo-Typ meine sorgsam angelegten Strukturen durcheinander. Für alle Zeiten würde mein undiscipliniertes Hirn die ganz und gar unnötige Information abspeichern, dass es ein Donnerstag gewesen war, an dem er auftauchte, denn vor der Schicht hatte ich mein Postfach geleert. Prompt flogen meine Gedanken gen Süden. Ich stellte mir vor, ich bräuchte nur nach Granada zu reisen, um Caro in dem Restaurant unter den Orangenbäumen wiederzutreffen. Caro. Mit

Klaus-Bärbel auf der Schulter und dem umgedrehten Stadtplan auf ihren Knien ...

Jeanette stieß mich in die Seite.

»Mensch, Isa, jetzt tu bloß nicht so, als hättest du noch nie 'nen schönen Mann gesehen. Sieh zu, dass Sauerstoffsättigung und Herzfrequenz auf diesem verdammten Monitor erscheinen, sonst wird die Damenwelt 'nen herben Verlust erleiden!«

Jeanette war nicht immer so roh, nur wenn ihr etwas naheging. Ihr Gesicht sah aus wie tiefgefroren, während sie die Infusionsnadel an seinem mit Schnittwunden übersäten Arm fixierte, die Stabilität seiner Seitenlage prüfte und ihm ein Stützkissen unter das Knie schob. Dann machte sie sich daran, seine Hand zu verbinden. Ich kümmerte mich um den Monitor. Kaum flossen die Herztöne in grünem Zickzack über ihn, entspannte sich Jeanette.

Ich starrte wieder auf das Tattoo. Die Flügelspitzen schienen direkt aus dem Pflaster hervorzuwachsen, das die Operationswunde bedeckte. Obwohl sich knapp die Hälfte des Gesamtkunstwerks meinem Blick entzog, war ich mir sicher, dass es mein Tattoo war. Mein Tattoo. Vor meinen Augen fingen die Flügelspitzen an zu zittern, als hätten sie erkannt, dass ihr Platz woanders war, und machten sich bereit für einen Umzug. Dann verschwammen sie.

Ich gähnte.

»Du siehst fertig aus.«

*Danke für die Blumen.* Jeanette zog das Laken bis über die Schultern des Patienten hoch und ließ das Tattoo verschwinden.

»Schlecht geschlafen«, murmelte ich und ging nach nebenan.

Ich warf die Handschuhe in den Mülleimer, zog den Mundschutz ab und gähnte wieder.

»Wer hat Nachtdienst?«

»Nadine. Sie spricht gerade mit Doktor Zimmermann.«

Ich nickte. »Gute Nacht.«

Auf dem Weg zur Bushaltestelle gab ich mir Mühe, nicht auf die Ritzen zwischen den Pflastersteinen zu treten. Es war lange her, seit ich das zuletzt getan hatte, und im Spiegel der Schauflsterscheiben sah ich, dass ich schwankte. Als wäre ich betrunken. Das brachte mich auf eine Idee.

Zu Hause setzte ich mich auf das Sofa und öffnete die erstbeste Flasche Rotwein aus dem Weinregal hinter meiner Küchentür. *La Rioja*, Jahrgang 2000. Zufall? Ich trank das erste Glas, dann erinnerte ich mich daran, dass ich meine Handtasche nicht ausgeräumt hatte. Ohne ein Wort zu sagen, hatte der Tattoo-Typ bereits mein Leben auf den Kopf gestellt, diesen Triumph gönnte ich weder ihm noch Caro. Hastig stand ich auf und leerte meine nachlässig an die Garderobe gehängte Handtasche. Lippenstift und Mascara brachte ich zu meinen anderen Schminksachen ins Badezimmer, den Geldbeutel legte ich in das für ihn vorgesehene Fach in der obersten Schublade der Kommode, den Beleg über zwei Postwertzeichen klebte ich in mein Haushaltsbuch. Den »Ordnungstick«, wie mein Vater es nannte, hatte ich von meiner Mutter. Da mein Vater über viele Jahre im Ausland arbeitete und nur alle drei Monate zu Besuch kam, hatte sie mich praktisch allein aufgezogen. Sie selbst war ebenfalls nur bei ihrer Mutter aufgewachsen. Aber während die jung verwitwete Omama mit Mitte vierzig dem Alkohol verfallen war und nach einem finalen Zusammenbruch von der Feuerwehr aus ihrer Messie-Wohnung geholt werden musste, hielt

meine Mutter unser Zuhause so sauber, dass wir jederzeit den Badvorleger als Kopfkissenersatz hätten benutzen können, was meine Mutter selbstredend niemals zugelassen hätte. Jedenfalls hatte sie mir schon früh eingetrichtert, dass der Spruch, Ordnung sei das halbe Leben, nichts anderes bedeutete, als dass Omama doppelt so lange hätte leben können, wäre sie nur ordentlicher gewesen.

Ich schüttelte die leere Handtasche über dem Waschbecken aus, spülte nach und hängte die Tasche zurück an die Garderobe. Dann setzte ich mich wieder.

Noch mehr als Überraschungen hasste ich Zufälle. Warum trug dieser Kerl mein Tattoo? Kannte er Caro?

Wie es ihr wohl ging? Ich schuldet ihr noch einen Besuch auf der Alhambra. Unsinn, ich schuldet ihr gar nichts. Sie war ihren Weg gegangen und ich meinen. Das heißt, ich war meinen nicht gegangen, aber das war nicht Caros Schuld. Das Blau verließ die Erinnerung und legte sich auf meine Stimmung. Ich trank noch ein Glas Rioja und holte die »Erzählungen von der Alhambra« aus meinem Bücherschrank. Das Buch öffnete sich von selbst an der Stelle, wo es von den drei schönen Prinzessinnen Zaida, Zoraida und Zorahaida handelte. Die Seiten hingen zu zehnt oder zwanzigst an den brüchigen Resten des Klebeeinbands, die Hochglanzseiten mit den alten Zeichnungen hatten Eselsohren. Ich konnte mich nicht auf die Geschichte konzentrieren. Meine Gedanken wanderten zu Caro.

Manche Freundschaften ergeben sich aufgrund offensichtlicher Gemeinsamkeiten. Andere wachsen aus einer Gegensätzlichkeit, die so faszinierend ist, dass die Beteiligten auf ihrer Flucht voreinander in die gleiche Richtung laufen. Außerdem glaube

ich, dass es Freundschaften gibt, die der Vorbestimmung entspringen. Anders kann ich mir nicht erklären, was mich mit Caro verband.

Zum ersten Mal sah ich sie am Strand. In mir ballte sich alles Zyan und Indigo, das der Umgebung fehlte. Mitten im Regen strich sie den Türrahmen der hölzernen Kabine, in der sie sich für den Winter einquartiert hatte, rosa. Ich sah sie und dachte, dass manchen Menschen tatsächlich jede Struktur im Leben fehlte. Noch während ich mich abwandte, wusste ich plötzlich, dass ich sie nicht würde hinter mir lassen können, ohne ihr alles zu erzählen, was ich über meine bisherige Existenz wusste. Ob ich ihr helfen könne, fragte sie mich, sie hätte auch einen zweiten Pinsel. Als ob ich aussah wie jemand, der im Regen den Türrahmen einer Strandhütte streicht, die ihr Besitzer vermutlich nicht einmal zum Wohnen freigegeben hatte! Zwei Minuten später hatte ich den Pinsel in der Hand. Caro hatte sich eine halb aufgerollte Plastiktüte wie einen Hut auf den Kopf gesetzt, ich focht mit dem Regenschirm in der Linken gegen den Wind und bemühte mich, mit der Rechten gleichmäßige Streichbewegungen auszuführen. Caros Mundwinkel zuckten, wann immer sie sich umdrehte, um mich zu mustern, aber sie sagte nichts.

Später saßen wir auf ihrer klammen Matratze, und ich widerstand der Versuchung, ihr benutztes Geschirr zu spülen und die aus ihrem riesigen Rucksack herausquellende Kleidung zu sortieren. Stattdessen saß ich mit einem heißen Kaffeebecher im Schneidersitz vor ihr und sah zu, wie sie zeichnete. Ein dicker Block lag auf ihren Knien. Auf dem obersten Blatt entstand ein kunstvoll geschuppter Drache mit hervortretenden Augen und rauchenden Nüstern, der dem Cover eines Fantasy-Romans alle Ehre gemacht hätte. Draußen rauschte der Regen

in den Palmen. Drinnen kratzte Caros Bleistift über das Papier. Auf der einzigen Lampe vor der wasserfleckigen Wand hockte Klaus-Bärbel, das Chamäleon.

»Klaus-Bärbel, Isa. Isa, Klaus-Bärbel«, hatte Caro uns vorhin bekannt gemacht und entschuldigend hinzugefügt, an der Geschlechtsbestimmung des Chamäleons gescheitert zu sein. Dass es Caro gleichgültig war, ob Wesen, mit denen sie das Zimmer teilte, männlich oder weiblich waren, führte dazu, dass ich mich entspannte und schließlich anfang zu erzählen.

Ich erzählte Caro, dass ich mich vor Überraschungen fürchtete, weil sie mich zu spontanen Reaktionen zwangen. Darin war ich nicht gut. Meine Stärke war Ordnung. Alles der Reihe nach, alles an seinem Platz. Wohldurchdacht. Spontaneität machte mir Angst. War eine schnelle Entscheidung gefragt, versagte ich. Es war, als würde sich mir plötzlich die gesamte Kausalkette, die mit einer spontanen Entscheidung ihren Anfang nahm, um mich legen wie eine Würgeschlange. Wobei das, was mich würgte, in der Regel nicht die Kausalkette der Entscheidung war, die ich getroffen hatte, sondern die, gegen die ich mich entschieden hatte. All die Menschen, die ich nicht kennenlernen, all die Erfahrungen, die ich nicht machen würde – nachts verfolgten sie mich in meinen Träumen. Meine tatsächlichen Entscheidungen bereute ich oft. Sie schienen stets falsch zu sein und nur dazu beizutragen, dass mein Leben weiter seinen ordentlichen, aber langweiligen Lauf nahm.

Caro lachte mich nicht aus. Sie lächelte nur, den Kopf über ein Stück Drachenflügel gebeugt, und ihre Wimpern flatterten.

»Sogar bei dieser Reise war es so«, fuhr ich fort. »Ich musste mich zwischen zwei Angeboten entscheiden, und seit ich hier bin, denke ich, dass das andere die bessere Wahl gewesen wäre.

Wenn ich zurückblicke, kann ich mich kaum an Orte erinnern, weil da immer das Gefühl war, entweder zu früh oder zu spät dort gewesen zu sein. Es ist nur dieses Gefühl, an das ich mich noch erinnere.«

Caro sah von ihrer Zeichnung auf, und einen Moment lang fürchtete ich, ich könnte sie beleidigt haben. Schließlich gefiel ihr dieser schmutzige Strand so gut, dass sie sich in einem verlassenen Badehäuschen für den Winter einrichtete. Aber sie lächelte immer noch. Ihr Haar fiel ihr ins Gesicht und in meiner Brust spürte ich ein Ziehen. Schnell sprach ich weiter. Machte meiner Enttäuschung Luft über das schlechte Wetter, das verdreckte Meer, die anderen Touristen, die vielen Hotels, die Autos auf der Avenida und die Pizza mit zu viel Käse.

Caro schraffierte die Feuerwolke, die aus dem Maul des Drachen schoss.

»Okay«, sagte sie dann. »Stell dir vor, wie alles explodiert.«

Ich erschrak, denn ihr Gesichtsausdruck verweigerte jede Ironie.

»Du meinst, ich soll mir Krieg vorstellen? Oder einen Anschlag?«

Hatte sich Caro deshalb in diese Strandhütte zurückgezogen? Weil sie einen Terroranschlag vorbereitete?

»Quatsch. Eine Szene aus einem Endzeit-Blockbuster. Aliens in Raumschiffen, Spezialeffekte aus dem Computer, nirgendwo echtes Blut. Stell dir vor, wie alles in die Luft fliegt. Die Hotels, die Diskotheken, die Supermärkte und die anderen Badehäuschen, in denen zu dieser Jahreszeit die Liegestühle lagern. Stell dir vor, die Reklamewände an der Strandpromenade werden zerfetzt. Piz-Buin-Bräune in tausend Stücken, ein Regen schäumender Schnipsel, gefolgt von den Splittern des Gestänges. Eine

Feuerfontäne steigt aus dem Keller eines Hotels empor, die Blumentöpfe von der Dachterrasse stürzen hinab, ebenso die Wäscheleine, an der noch ein vergessenes Handtuch flattert. Stell dir vor, wie es sich in der Hitze dreht und kräuselt, wie es schließlich anfängt zu qualmen, bis die ersten Flammen über seine ausgefransten Ränder lecken. Und dann, wenn du alles platt gemacht hast, stell dir vor, wie du es neu erschaffen würdest. Was du besser machen würdest und was einfach nur anders.«

Ich spürte meinen Herzschlag in den Fingerspitzen. Der Kaffeebecher in meiner Hand zitterte. Zaghafte begann ich zu beschreiben, wie ich den neuen Strand befestigen und das Hinterland bebauen würde.

Caro lächelte und zeichnete Flammen, die zu einem Schriftzug wurden: *Díos*. Gott.

»Also wirst du dich erinnern«, sagte sie schließlich. »Du wirst dich erinnern, weil du hier warst, als dieser Ort ausgelöscht wurde und wieder neu entstand. Du wirst deine Entscheidung nicht bereuen.«

Sie schlug das Deckblatt über den Zeichenblock und legte ihn auf den Campingtisch. Unter ihrem zerzausten Pony gingen ihre Augen auf wie Monde. Draußen hatte es aufgehört zu regnen, aber die Luft war noch feucht und der Wind sprühte Tropfen von den Blättern der Palmen.

Später an jenem Oktoberabend an der *Costa del Sol* küsste Caro mich zwischen zwei Löffeln Schokoladeneis, bis mir meine Tränen den Atem nahmen.

Nach dem dritten Glas Wein schlief ich auf meinem Sofa ein, was noch nie passiert war, seitdem ich hier wohnte. Im Traum sah ich das Tattoo auf dem Rücken des Patienten. Ich sah es

vollständig, mit allen Details, und je länger ich es ansah, desto lebendiger wurde es. Die Flügelspitzen zitterten, als streiche der Seewind hindurch, und dann sah ich, wie es sich langsam von seinem Platz löste, sich in die Luft erhob und auf mich zuschwebte. Ich sah, wie es sich mir näherte, wie es über mir kreiste und sich dann zwischen meinen Schulterblättern niederließ. Ich spürte den Schmerz wie hundert Nadelstiche, als es sich dort einbrannte. Vor Angst wand ich mich, aber gleichzeitig empfand ich Freude über die zweite Chance. Ich wollte lachen, aber stattdessen schrie ich, und von meinem Schrei wachte ich auf. Einen Moment erwartete ich, Caro neben mir zu sehen, Caro mit ihrem schwarzen Lederetui. Benommen taumelte ich ins Bad, zog mich aus, putzte die Zähne, betrachtete im Spiegel die Stelle zwischen meinen Schulterblättern. Zwei rote Streifen waren dort zu sehen, wo ich auf den »Erzählungen von der Alhambra« gelegen hatte. Ich seufzte, ging ins Wohnzimmer zurück, nahm die Weinflasche und das Glas und brachte beides in die Küche. Es gab keine zweite Chance, dachte ich, während ich das Glas spülte.

Zaida, Zoraida und Zorahaida lebten, von ihrem Vater Mohammed, dem Linkshänder, eingesperrt, im Turm der Infanten auf der Alhambra. Sie waren traurig und einsam, und ihre Herzen schlugen für drei spanische Ritter, die in den *Torres Bermejas* zu Sklavenarbeit verurteilt worden waren. Eines Nachts kamen die Ritter und reichten den Mädchen Leitern hinauf, damit sie aus ihrem Gefängnis klettern und mit ihnen fliehen konnten ...

Am nächsten Tag hätte ich frei gehabt, aber ich sprang kurz-



fristig für eine verzweifelte Kollegin ein, die ihren Sohn in eine Lehrersprechstunde begleiten musste.

»Was ist denn mit dir los?«, schnauzte mich Jeanette an, als ich ihr im Schwesternzimmer über den Weg lief.

»Schicht getauscht«, erwiderte ich knapp, während ich meinen Kittel überzog.

Ich wollte das Tattoo sehen. Mich davon überzeugen, dass ich es mir nicht bloß eingebildet hatte. Dass es eine Spur gab, was auch immer ich mit ihr anfangen würde.

Dem Patienten ging es sehr schlecht. Er war auf den Rücken gedreht und an das Beatmungsgerät angeschlossen worden. Seit der Operation hatten wir ihn in der Narkose gelassen, denn es gab jede Menge Komplikationen mit seinen verletzten Organen. Als ich einen Blick in die Patientenakte warf, war ich überrascht, dass er überhaupt noch lebte.

Jeanette hatte hektische Flecken am Hals. Alle paar Minuten fühlte sie die Stirn des Bewusstlosen.

»Ist jemand von seiner Familie gekommen?« Ich zog den Mundschutz über.

»Nein.«

»Nein?«

»Es waren drei Frauen da. Jede behauptete, seine Freundin zu sein. Ich habe sie weggeschickt.«

Ich hob den Blick, aber Jeanette starrte auf den Monitor.

»Bei dem Infarkt drüben muss der Tropf gewechselt werden«, murmelte sie tonlos.

Am Nachmittag bekam ich Angst. Es war möglich, dass der Patient starb. Vielleicht war sein Bett leer, wenn ich morgen wiederkam. Ich wusste, ich sollte mich darauf einstellen, dass

Jeanette oder eine andere Kollegin mich über sein Ableben informierte. *Er hat es leider nicht geschafft* war unsere Formulierung in solchen Fällen. Wir waren professionell genug, um uns nicht aus der Spur bringen zu lassen, wenn es jemand *nicht schaffte*. Heute allerdings verursachte mir die Vorstellung, dass der Leichnam des Patienten morgen Mittag bereits in den Keller gebracht worden und das Tattoo somit für immer meinem Blick entzogen wäre, inneres Zittern. Es begleitete mich den ganzen Tag und sogar bis nach Hause, wo ich meine Handtasche ausräumte und früh zu Bett ging.

In der Nacht träumte ich von den kühlen Kellern der Pathologie. Ich folgte der Wolke meines Atems durch ein Labyrinth aufgebahrter, bleicher Körper. Jeder von ihnen trug ein Tattoo, und jeden von ihnen drehte ich vom Rücken auf den Bauch, um mich zu vergewissern, dass es nicht das Tattoo war, das ich suchte. Gewicht und Kälte der leblosen Leiber ließen mich ächzen. Manche waren weiblich, manche männlich. Als mir bewusst wurde, dass diese Menschen an ihren Tattoos gestorben waren, wachte ich auf.

Meine Suche war vergeblich gewesen. Das nahm ich als gutes Omen.

Als ich im Krankenhaus ankam, war der Patient noch am Leben, und das Gefühl, wieder einmal zu spät zu sein, ließ langsam nach.

Caro. Die Freundschaft zu ihr zog ich mir an wie ein kostbares Armband. Ich war bereit, sie stolz herumzuzeigen und sie gleichzeitig an meiner Stelle glänzen zu lassen.

Es war wieder so ein kobaltblauer Abend am Strand. Die

letzten Nächte hatte ich mit Caro auf ihrer Matratze verbracht. Mein Hotelzimmer, zu dem ich Vollpension gebucht hatte, beherbergte nur noch meine Wechselwäsche und den Bücherstapel, durch den ich mich in diesem Urlaub hatte lesen wollen. Meine Mutter würde wissen wollen, welche Lektüre ich empfehlen konnte. Es war mir egal. Was ich mit Caro erlebte, war besser als jeder Roman. Langsam überwand ich den Zwang, alles aufräumen zu müssen. Es gelang mir, die schmutzigen Tassen vom Frühstück zu ignorieren und mich im Klappstuhl an den Strand zu setzen.

An diesem Abend war ich so sorglos wie nie zuvor. Ich fragte mich nicht, ob es verboten war, Feuer zu machen. Ob uns jemand beobachtete. Ob der Fisch giftig war. Ob wir womöglich eine Gräte verschluckten, wenn wir ihn im Feuerschein aßen. Ich rollte Caros Isomatte aus und beschwerte sie an den Ecken mit Steinen.

Caro warf Treibholz in die Flammen. Das Feuer zeichnete rostrote Lichtblüten in ihr Haar. Sie rollte den Fisch aus dem Zeitungspapier, schuppte ihn und nahm ihn aus. Dann bestreute sie ihn mit Salz, träufelte Olivenöl darüber und legte ihn, mit einem Zweig Rosmarin in Alufolie gewickelt, auf die Glut. Ich drückte mit dem Griff einer Gabel den Korken in die Weinflasche, verdrängte die Erinnerung an Omamas trauriges Schicksal und nahm den ersten Schluck aus der Flasche.

Über uns gingen die Sterne auf. Hinter dem Zaun zog die Gruppe schwatzender Italiener, die im gleichen Hotel wohnte wie ich, auf dem Weg zur Pizzeria vorbei.

Wir redeten. Das heißt, ich redete. Caro brauchte mich nur auf diese Art anzusehen, schon kippte ich ihr mein Innerstes vor die Füße. Ich sprach von dieser Sehnsucht, eines Tages berühmt

zu sein. Manchmal stellte ich mir vor, wie ich von Fernsehreportern interviewt wurde oder auf der Straße Autogramme gab. Menschen, die mich von früher kannten, wären beeindruckt. *Wir haben sie unterschätzt, die Isa*, würden sie sich eingestehen müssen. Hinterher schämte ich mich für diese Gedanken. Was bildete ich mir ein? Glaubte ich wirklich, ein ruhmvolles Leben verdient zu haben als die anderen in meinem Bekanntenkreis? War das diese krankhafte Egozentrik, unter der heutzutage alle litten? Jeder wollte im Rampenlicht stehen, niemand auf dem billigen Stehplatz hinten an der Wand. Mit welcher Leistung gedachte ich überhaupt hervorzustechen?

Noch nie hatte ich mit jemandem über diese Berühmtheitsfantasien gesprochen. In der Schule hatte ich keine Freundin, der ich genug vertraut hätte, mein Vater hätte mir lediglich den Kopf getätschelt und meine Mutter ernsthaft an meinem Charakter gezweifelt. Sie hatte mich zu einem bescheidenen Mädchen erzogen, nicht zu einer Prinzessin, die selbstverständlich davon ausging, es stünde ihr alles zu.

»Ich kann mir dich gut als Schriftstellerin vorstellen«, sagte Caro. »Aber das verträgt sich nicht mit den Fernsehinterviews und den Autogrammen auf der Straße.«

»Ich habe noch nie etwas geschrieben.« Außer ein Tagebuch in meiner Teenagerzeit, aber das war von der ersten bis zur letzten Seite so langweilig wie mein Leben.

»Probier es aus. Vielleicht gibt es dir was. Klarheit. Freude. Muss ja nicht der Nobelpreis sein.«

Ich nickte und sah Caro dabei zu, wie sie den Fisch wendete und danach ebenfalls einen Schluck aus der Weinflasche nahm. Als sie mich über die Glut hinweg musterte, versuchte ich, in den Bernsteinsee ihrer Augen einzutauchen, kam aber nicht

weiter als bis zur Oberfläche, die mir mein eigenes Spiegelbild entgegenhielt. Mir wurde plötzlich bewusst, wie wenig ich von Caro wusste.

Ihre Eltern hatten sich scheiden lassen, als sie sechzehn war. Caro beschrieb es so, dass sie immer weiter auseinandergedriftet waren und sie, die Tochter, in den Graben zwischen ihnen geriet. Eine Weile noch hatte sie sich mal an der einen, mal an der anderen Kante festgehalten. Aber schließlich hatte sie es aufgegeben. Ihre Eltern waren zu beschäftigt, sich eine neue Zukunft mit neuen Partnern aufzubauen, und zufrieden in der Annahme, Caro sei beim jeweils anderen. Caro ließ sie in dem Glauben. Für sie war der Sturz in den Graben ihre zweite Geburt. Sie konnte machen, was sie wollte.

Also hatte sie die Schule mit Ach und Krach zu Ende gebracht und war auf Reisen gegangen.

»Warum lebst du hier? An diesem Strand?«, fragte ich.

Caro stocherte in der Glut. Der Wind löste eine braune Haarsträhne aus ihrem Pferdeschwanz, und bald würde der Rest folgen. Ihre Haare waren noch zu kurz für einen Zopf, er stand wie ein Pinsel von ihrem Nacken ab.

»Warum sollte ich nicht? Ich kann überall leben«, antwortete sie.

»Man braucht einen Beruf für das Geld zum Leben.« Ich klang wie meine Mutter.

»Oder eine Berufung und niedrigere Ansprüche.« Caro lachte und nahm noch einen Schluck Wein. Ich fragte mich plötzlich, ob es bei Omama auch so angefangen hatte. Mit einer Berufung und niedrigeren Ansprüchen. Meine Mutter hatte beim Ausräumen ihrer Wohnung einen ganzen Stapel Notizbücher voller Gedichte gefunden. Ich erinnerte mich an ihre Empörung:

*Dafür hatte sie Zeit! Aber die Vorhänge ...!* Vielleicht war es ein Akt der Rache, dass meine Mutter die Bücher noch am selben Abend in den Kamin geworfen hatte.

»Aber hast du denn keine Wünsche?«, fragte ich Caro.

»Doch, klar.«

»Und was tust du, damit sie sich erfüllen?«

»Ich gebe ihnen Zeit. Wenn man ihnen Zeit gibt und an sie glaubt, erfüllen sie sich von selbst.«

Caro ging nach drinnen, um Teller zu holen, und ich dachte über ihre Worte nach. »Bei mir nicht«, sagte ich dann.

»Vielleicht hast du nur Angst davor, dass sie sich erfüllen.«

Später war der Fisch gegessen und der Wein getrunken. Die Sterne standen immer noch am Himmel, der Mond auch, und ich lag mit dem Kopf auf Caros Bauch und sah zu ihnen hinauf. Caro kicherte, weil sie das Sternbild des Schwans nicht fand, und ich lauschte dem Gluckern in ihrem Bauch. Dann wurde sie still. Ich spürte ihre Finger in meinem Haar. Die Berührung ließ meine Kopfhaut kribbeln.

»Was ist es, was du dir am meisten wünschst?« Ihre Stimme war nicht mehr als ein Flüstern, und plötzlich fühlte ich mich wieder am Scheideweg. Was wollte sie hören? Dass ich mir eine Familie wünschte? Einen Mann, zwei Kinder, ein Haus im Grünen? Oder wollte sie genau das *nicht* hören? Mir wurde bewusst, dass mindestens eine mögliche Antwort darauf hinauslaufen konnte, Caro nie wiederzusehen. Meine Zähne gruben sich in meine Unterlippe.

»Ich würde gern eines Tages die Alhambra sehen«, sagte ich schließlich.

Das war nicht gelogen. Ich träumte von der Roten Burg, seit

mein Onkel mir als kleines Mädchen die »Erzählungen von der Alhambra« geschenkt hatte. Mein Onkel und meine Tante flogen jedes Jahr im Sommer nach Spanien, während wir, kaum war mein Vater einmal für zwei Wochen am Stück zu Hause, an die Nordsee reisten. *Man muss das Glück nicht in der Ferne suchen. Deutschland ist auch schön*, pflegte meine Mutter zu sagen, wenn ich mich darüber beschwerte, dass die anderen Kinder in meiner Klasse im Süden Urlaub machten und lachsfarbene, transparente Muscheln mitbrachten, die ich an der Nordsee niemals fand. *Außerdem hat dein Vater Sehnsucht nach seiner Heimat*. Mein Vater stammte aus einem Dorf in der Nähe von Emden, und manchmal, wenn ich durch den Regen zum Deich hinübersah, dachte ich, dass es Omama nicht an Ordnung gefehlt hatte, sondern an Abenteuer. Ich dagegen entwickelte eine Sehnsucht nach dem Süden. In meiner Fantasie wurde die Alhambra zur Burg meiner Träume. Ich las von den Menschen, die in ihr gelebt hatten, und fühlte mich ihnen so nah, dass ich insgeheim glaubte, in einem früheren Dasein selbst als Prinzessin auf der Alhambra gelebt zu haben. Eines Tages hinzufahren, durch Räume und Gärten zu wandeln und vielleicht zu spüren, wie uralte Erinnerungen in mir aufstiegen, war einer meiner häufig wiederkehrenden Nachtträume.

»Okay«, sagte Caro. Ihre Stimme klang leicht, ich hörte das Lächeln darin, ohne sie ansehen zu müssen. »Dann fahren wir hin. Morgen.«

Ich spürte, wie ich mich verkrampfte. Ich hatte die falsche Antwort gegeben. Angst ergriff mich. Ich konnte nicht mit Caro auf die Alhambra.

»Das ist eine dumme Idee«, presste ich schließlich hervor. »Wir

haben es doch schön hier und ich ... habe mein Hotel schon bezahlt.«

Das Hotel, in dem ich mich ohnehin nicht aufhielt. Meine Argumentation war so dünn wie der Ölfilm, den das Essen auf meinen Lippen hinterlassen hatte. Caro zog die Beine an und zwang mich, mich aufzusetzen und sie anzusehen. Klaus-Bärbel klammerte sich giftgrün an den Kragen ihrer gelben Regenjacke, den Schwanz sorgfältig um die Kapuzenschnur geringelt.

»Warum sollte es eine dumme Idee sein? Wir sind zwei Autostunden von Granada entfernt. Du sagst, du wünschst es dir. Es ist ein Klacks, diesen Wunsch zu erfüllen.«

»Wir haben kein Auto. Und kaum Geld. Meine Reise hierher habe ich pauschal gebucht und bezahlt.«

»Du hast Angst. Angst vor deinen eigenen Wünschen.«

Ich widersprach nicht. Auch als Caro mich umarmte, sagte ich nichts. Ich hoffte nur, ihre Gedanken würden weiterziehen, weg von der Alhambra.

»Ich besorge Geld und ein Auto.«

Unter ihrem Blick fühlte ich mich schrumpfen. Wie viel hätte ich gegeben, sie einfach ebenfalls zu umarmen. Ja, lass uns hinfahren. Lass uns den Turm anschauen, in dem Zaida, Zoraida, Zorahaida eingesperrt waren. Lass uns sehen, ob um diese Zeit noch Rosen blühen in den Gärten und ob die Sonne die alten Mauern rot entzündet. Aber ich saß nur da, starr vor Angst, und brachte am Ende nur ein einziges Wort hervor:

»Okay.«

Der Patient überlebte. Eines Vormittags kam ich aus dem Vorraum der Intensivstation, wo ich mir die Hände gewaschen hatte, und sah, dass die Beatmungsmaschine nicht mehr neben ihm stand. Er lag auf der Seite, durch mehrere ergonomische

Kissen gestützt. Das EKG gab ruhige Herztöne wieder, auf den Schnittwunden an seinen Armen bildete sich Schorf. Ich trat neben ihn, betrachtete erst die gleichmäßige, grüne Linie auf dem Monitor, dann das leichte Auf und Ab seiner Schultern. Er musste trainiert gewesen sein vor seinem Unfall, aber nach zwei Wochen ohne Bewegung wirkten seine Oberarme weich. Abgesehen vom Piepsen der Geräte war es still. Durch die geöffnete Tür hörte ich Stimmen aus dem Nachbarzimmer: »*Beatmen, sofort. Herzmassage.*« Niemand würde so bald hereinkommen.

Langsam schob ich das Bettlaken nach unten. Ich ahnte, was ich sehen würde, dennoch hielt ich die Luft an. Das Pflaster war verschwunden. Entlang der Wirbelsäule verlief die Naht mit sechs Stichen. Der Faden war schwarz. Er fügte sich überraschend gut in mein Tattoo. Die äußere Linie der beiden Flügel war stark und hätte die Basis für ein Geweih bilden können. Die innere, violett gestochene, war zarter. Sie ähnelte einer Reihe gepunkteter Fragezeichen. Ich beugte mich vor und bewunderte Caros Werk. Wie exakt sie gearbeitet hatte! Aus dem Adergeflecht, das die Flügel durchzog, formten sich eine Rose, eine Leiter und – meine Initialen. Obwohl. Als ich genau hinsah, erkannte ich, dass das I zu einem L geworden war. Ich streckte die Hand aus und berührte die Buchstaben auf der warmen Haut. Eine Welle der Zärtlichkeit erfasste mich. Seit Jahren war ich Caro nicht mehr so nah gewesen. Sanft legte ich meine Hand auf diese Flügel und ließ mich von meinen Gedanken forttragen.

»Haben Sie mich bald lang genug betatscht?« Das Tattoo bebte unter meinen Fingern. Ich spürte die Wut seines Trägers und zog meine Hand zurück, als hätte das Tattoo mich verbrannt. Im nächsten Moment stand Jeanette neben mir.

»Was tust du da?«

»Nichts.« Ich konnte nicht verhindern, dass ich so rot wurde wie die Signallampe über der Tür. Er musste den Alarmknopf betätigt haben. »Ich habe nur geschaut, ob man die Fäden wohl schon ziehen kann.«

»Doktor Zimmermann wird wissen, wann man sie ziehen kann«, zischte Jeanette.

Ich rauschte hinaus, tief beschämt und entschlossen, mich mit Arbeit zu betäuben. Wie hatte ich bloß annehmen können, der Patient wäre ohne Bewusstsein!

In der Pause trank ich meinen Kaffee in der Cafeteria. Um mich im Schwesternzimmer den Blicken der Kolleginnen zu stellen, schämte ich mich zu sehr. *Da ist Isa, sie tut immer so, als würden Männer sie nicht interessieren, aber heimlich hat sie den schönen Patienten angefasst.*

Am Tisch gegenüber saß die neue Stationschwester der Neurologie. Angela. Kurze rote Haare, graue, klare Augen und Lippen wie Mona Lisa. Sie war mir schon vor einigen Wochen aufgefallen. Die personifizierte Kompetenz. Jemand wie Schwester Angela würde gewiss nie die Hand auf den Rücken eines Mannes legen, um den alle hier herumschwänzeln und der längst nicht mehr bewusstlos war. Ich kam mir so dumm vor. Als sich unsere Blicke über die Ränder der weißen Plastikbecher begegneten, sah ich weg. *Betatschen.* Er hatte *betatschen* gesagt. Und den Notknopf gedrückt. Ich fragte mich, ob ich noch Zeit haben würde, meine fristgerechte Kündigung per Post zu schicken, oder ob man mir mit einem Personalgespräch zuvorkommen würde.

Ich dachte an die Prinzessinnen im Turm der Infantinnen.

Zaida und Zoraida hatten die Leiter ergriffen und waren hinuntergeklettert zu ihren spanischen Verehrern. Doch die Jüngste, Zorahaida, warf die Leiter wieder in den Garten und blieb zurück, während ihre Schwestern mit den Rittern flohen. Fortan bewachte ihr Vater sie noch strenger als zuvor. Zorahaida starb jung an Trauer und Einsamkeit. Das Leben hatte ihr eine einzige Chance gegeben, und sie war zu ängstlich gewesen, um sie zu ergreifen. Ich fühlte mich ihr verbunden. Bloß hatte es in meinem Leben mehr als eine Chance gegeben. Und ich hatte sie alle verpasst.

Caro hatte einen Plan. Sie sagte, ich solle es ihr überlassen, Geld und Auto für die Fahrt nach Granada zu organisieren, und ich gestehe, in diesem Moment traute ich ihr sogar einen bewaffneten Banküberfall zu.

Caro machte sich in ihrer Hütte fertig. Aus ihrem Rucksack zog sie ein reichlich zerknittertes Sommerkleid, weiß mit blauen Blumen und mit am Rücken gekreuzten Trägern. Der Stoff war zu dünn für die Jahreszeit, aber Caro bestand darauf, es anzuziehen. Durch die Falten schien eine Seite des Kleides kürzer zu sein als die andere. Caro zog und zerrte an dem Textil, aber schließlich hörte sie auf mich und folgte mir in mein Hotel. Am Waschbecken befeuchteten wir die zerknitterten Stellen, und ich hielt den Fön, während Caro die Falten auseinanderzog. Wir kicherten wie beschwipst. Vor meinem Spiegel zog sie ihre Augenbrauen nach und malte sich einen Lidstrich, der meinen Atem stocken ließ. Ihre wenigen Sommersprossen verschwanden unter dem Abdeckstift. Schließlich schöpfte sie mit beiden Händen Gel aus meinem Tiegel und schmierte es in die Haare, bevor sie sich ihren Pinselzopf band. Sie sah mich an.

Ich hätte gern gelacht, weil sie so anders wirkte, gar nicht wie Caro, aber die fremde Frau vor mir strahlte nur so vor Eleganz und Ernsthaftigkeit. Es fehlte nicht viel und ich hätte ihr das Sie angeboten. Bevor wir das Licht ausknipsten und das seit Tagen unbenutzte Hotelzimmer verließen, schnappte Caro Klaus-Bärbel von der Garderobenstange und platzierte sie oder ihn auf ihrer nackten Schulter.

In den nächsten Minuten, in denen wir auf der Suche nach einem Taxi frierend durch die Straßen liefen, beobachtete ich, wie das Chamäleon die Farbskala von Orange bis Violett durchprobierete, um schließlich die Farbe einer Wasserleiche zu behalten.

Der Teint des Engländers, dem wir eine halbe Stunde später gegenüber saßen, war ähnlich fahl – und auch ihm verging das Lachen. Ich sah, wie er an Caros Honigblick klebte, der immer süßer, immer weicher wurde. Seine Einwände zappelten in sinnloser Anstrengung, versanken schließlich in bernsteinfarbener Gewissheit. Caro erhob sich, nahm seinen Arm und bedeutete mir, ihnen zu folgen. Ich schlich hinter ihnen her wie ein Hündchen. Aus der Bar über die Straße, in ein anderes Hotel, billiger als meines. Wieder befielen mich beschämende Gedanken, zu was Caro fähig sein mochte. Sie hielten vor einer Zimmertür. Caro drehte sich plötzlich zu mir um und stellte mich vor. Der Engländer sah mich an und gleichzeitig durch mich hindurch. »Nice to meet you«, brachte er hervor. Ich suchte Caros Blick, aber ihre gesamte Konzentration war auf den Engländer gerichtet. Sie sprach zu ihm mit einer Stimme, die ich weder kannte noch verstand. Aber der Angesprochene nickte und schloss die Tür auf.

Drinnen erwartete uns das Chaos eines einzelnen Menschen, der seit Wochen in einem einzigen Zimmer lebt. Zwischen den

geöffneten Fenstern war eine Wäscheleine gespannt, auf der Socken und Unterhosen trockneten. Auf dem Tisch davor stapelten sich Bücher voller Lesezeichen und von Hand beschriebene Papiere. Dazwischen lagen eine Lesebrille und eine Tube medizinischer Hautcreme. Ich spürte, wie der Herzschlag in meiner Brust flatterte, und ertappte mich dabei, die Möglichkeit zur Flucht ungenutzt verstreichen zu lassen, um nicht das womöglich einzige Abenteuer meines Lebens zu verpassen. War der Mann ein echter Schriftsteller?

Minuten später jedenfalls lag er reglos auf einem ungemachten Bett, sein entblößter Rücken schimmerte marmorn im gelblichen Licht der Deckenlampe.

»Was hast du ...?«

»Schscht.«

Caro sah mich immer noch nicht an. Sie öffnete eine Tasche, von der ich erst jetzt bemerkte, dass sie diese bei sich trug, und zog ein schwarzes Etui hervor, dem sie ein Gerät entnahm, das entfernt aussah wie eine Spritze. Es folgten Desinfektionsspray und Einweghandschuhe. Ein ganzer Schwall Worte steckte mir in der Kehle. Ich wollte ... Sie durfte nicht ...! Ich sagte nichts. Mit dem Rücken zu mir traf sie ihre Vorbereitungen. Dann beugte sie sich über den bleichen Rücken des Mannes.

Ich hielt die Luft an. Bei jedem Stich erwartete ich den Schrei des Mannes. Doch er blieb stumm. Er zuckte nicht einmal, während sich auf seinem Rücken Punkte zu haarfeinen Linien vereinten, sich schließlich zu einer Darstellung verdichteten, die ich erst nach einer Stunde erkannte.

Caro war versunken. Sie kauerte auf dem zerwühlten Laken, über den fremden, stummen Mann gebeugt. Mit dem Gesicht einer Prophetin lauschte sie der Botschaft, die sie schrieb. Ich

glaubte, winzige Funken auf ihren Fingernägeln wahrzunehmen. Ihre Seele schien sich zu verflüssigen, sie floss aus ihrem Gesicht, durch ihre Hand, in die Spitze der silbernen Nadel. Sie malte nicht mit Tinte, sondern mit ihrer Seele. Ich erschauerte und konnte meine Augen doch nicht von Caro abwenden.

Stunden später hatte sie den Engländer zum Engel gemacht. Zwischen seinen Schultern entfalteten sich zwei Flügel, groß genug, um ihn von einem Kontinent zum anderen zu tragen. Caro verstaute ihre Sachen. Bevor sie sich erhob, sprach sie wieder mit dieser Stimme, die ich nicht von ihr kannte, auf den Engländer ein. Er richtete sich auf, stieg aus dem Bett und zog seinen Geldbeutel aus der Tasche seines nachlässig über die offene Schranktür gehängten Jacketts. Er zählte Caro ein halbes Dutzend Scheine in die Hand und ließ sich von ihr auf die Wange küssen. Sein Blick war seltsam leer und suchte den ihren.

»You may sleep now«, sagte sie. Ihre Stimme schlug von weit her an die Tore meines Bewusstseins. Der Engländer nickte wie ferngesteuert.

»Gehen wir«, sagte sie dann zu mir, noch immer, ohne mich anzusehen. Und auch ich nickte wie ferngesteuert, während Caro das Geld verstaute und uns aus dem Hotel brachte.

Das Personalgespräch blieb aus. Doktor Zimmermann fragte mich eines Nachmittags beim Händewaschen, ob ich »ein Problem« mit dem Unfallpatienten hätte. Dabei sah sie mich streng durch den oberen Teil ihrer Gleitsichtbrille an. Ich verneinte hastig und fügte hinzu, er habe eine außergewöhnliche Tätowierung, die mich kurzfristig an jemanden erinnert habe. Die Ähnlichkeit hätte mich kurz aus der Spur gebracht, aber im Endeffekt sei mir bewusst, dass es sich um eine Verwechslung

handeln müsse. Doktor Zimmermann nickte zufrieden, und ich war überrascht, dass ich es geschafft hatte, spontan zu antworten, ohne die Anzahl möglicher Gabelungen auf meinem Weg offenkundig zu dezimieren.

Um den Patienten kümmerte ich mich vorzugsweise, wenn anderes Pflegepersonal in der Nähe war. Im Gegensatz zu Jeanette hatte ich kein Interesse an einem Gespräch mit ihm. Wenn ich an seinem Bett vorbeiging, während er auf dem Bauch lag, sah ich mir das Tattoo an. Aber wenn er auf dem Rücken lag und düster vor sich hinstarrte, vermied ich jeden Blick in sein Gesicht.

Jeanette dagegen sprach oft mit ihm, und je besser es ihm ging, desto öfter sprach auch er. Eines Tages sagte er dann »Tschüss« und »Danke« und zu Jeanette gewandt »Wir sehen uns« und wurde von der Intensivstation auf ein normales Zimmer geschoben. Jeanette verbarg ihr Gefühlschaos aus Erleichterung, dass es ihm besser ging, und Enttäuschung, weil sie ihn nicht mehr ständig anschwärmen durfte, hinter einem für sie untypischen »Alles wird gut«. Schon wenige Tage danach witzelte Nadine, dass Jeanette ihren Feierabend auf der Neurologie verbrachte. Ich versuchte wegzuhören, während sich Jeanette und Nadine stritten.

Wir bekamen einen jungen Versicherungsvertreter auf die Station, der an einem seltenen Herzvirus erkrankt war und jede Aufregung meiden sollte. Schon nach der ersten Nacht lag er mir in den Ohren, weil er fürchtete, nicht richtig versichert zu sein. Es kostete mich eine Stunde nach Dienstschluss, in der ich mit seiner Freundin telefonierte, um schließlich zu erfahren, dass er auf der Jagd nach dem besten Tarif und nach einer Verkettung unglücklicher Umstände tatsächlich in eine Kranken-

versicherungslücke geraten war, und eine weitere Stunde, um seine Eltern davon zu überzeugen, dass es das Beste war, sich juristisch beraten zu lassen.

An einem der nächsten Tage gab es mittags Komplikationen bei einer Nierentransplantation. Gleichzeitig fuhr der Rettungswagen mit einem Schlaganfall vor. Nadine rief vergeblich nach Jeanette, damit sie ihre Pause abbrach. Ich ahnte, dass sie nicht im Pausenraum der Intensivstation war, und rannte los in die Neurologie.

Ich hatte keine Ahnung, in welches Zimmer der Patient gebracht worden war. Ein wenig atemlos fragte ich Schwester Angela, die mir auf dem Gang entgegenkam. Sie verzog ihre Miene, als wollte ich einen Schwerkranken um ein Autogramm bitten, deutete dann aber mit einer ruckartigen Kopfbewegung auf die nächste Tür.

»Als wenn ihr es dadurch besser machen würdet«, hörte ich sie noch hinter mir schimpfen. Doch wer da am Bett des Patienten saß und seine Hand hielt, war nicht Jeanette, sondern eine junge Frau, deren schmales Gesicht von einem Kranz unordentlicher Locken noch mehr zusammengepresst wurde. Sie hatte ihre Lippenkonturen braun nachgezogen, was das Zittern ihrer Mundwinkel jetzt betonte. Von meinem Eintreten aufgeschreckt, sah sie mich unter trauerschweren Lidern an, als hoffte sie, ich sei gekommen, ihren Platz einzunehmen, sie zu erlösen von der Hilflosigkeit ihres Freundes. Ich drehte auf dem Absatz um und rauschte ohne ein Wort wieder hinaus. Auf dem Gang stieß ich mit Jeanette zusammen, die eine Tafel Schokolade in der Hand hielt.

»Du musst schnell mitkommen. Ein Notfall«, keuchte ich und hoffte inständig, dass sie keine Schwierigkeiten machte.



»Habe ich nicht noch kurz Zeit ...?«

Sie hielt die Schokolade hoch.

Ich schüttelte den Kopf. »Wie gesagt. Ein Notfall.«

Jeanette verdrehte die Augen und steckte die Schokolade in ihre Kitteltasche. Gemeinsam rannten wir zurück.

Nach der Arbeit aß ich in der Cafeteria. Ich fühlte mich matt und ausgelaugt. Obwohl ich frische Zutaten für ein Ratatouille eingekauft hatte, war der Gedanke, nach diesem Tag zu Hause noch zu kochen, so belastend, dass ich Kartoffelbrei und zer-kochte Möhrchen vorzog. In der Cafeteria war nicht mehr viel los, aber die wenigen Gruppen, die um einzelne Tische saßen, waren lebhaft und gaben sich keine Mühe, leise zu sein. Ich suchte mir mit meinem Tablett einen Tisch in größtmöglicher Entfernung zu einer Gruppe von Kolleginnen anderer Stationen. Aber kaum hatte ich die Gabel zum zweiten Mal in meinen Kartoffelbrei gesenkt, kam ich nicht umhin, Gesprächsfetzen aufzuschnappen.

»Es ist lange her, dass wir so einen attraktiven Patienten auf der Station hatten«, sagte eine.

»Ja, er ist echt süß«, pflichtete eine Kollegin ihr bei.

Es war klar, um wen es ging. Ich hatte das Gefühl, vor einer defekten Jukebox zu sitzen und immer wieder den gleichen Song hören zu müssen, egal, wer eine Münze einwarf.

»Aber weißt du, er tut mir auch echt leid«, unterbrach sie eine andere. Und dann erörterten sie die Details seiner Diagnose zwischen Instant-Tiramisu und Espresso-Verschnitt. Ich verdrehte die Augen und presste die Stirn in die Hand. Als ich wieder hochguckte, bemerkte ich Angela. Sie saß nur wenige Meter von mir entfernt bei dem Rollwagen, in den nach dem

Essen die Tablett geschoben wurden. Neben einem Teebecher von der Station lag ein Buch vor ihr auf dem Tisch. Sie sah mir mitten ins Gesicht, und ich fragte mich, wie ich sie hatte übersehen können. Ihre Präsenz erfüllte den Raum.

Ich schluckte, versuchte zu lächeln und gegen das Flattern in meiner Brust anzuatmen. Meine Wangen glühten, und ich ahnte, dass ich rot anlief. Ich wollte wegsehen, aber mein Blick ließ Angela nicht los. Schließlich war sie es, die ihre Augen senkte und sich wieder in ihr Buch vertiefte.

Caro hatte mich erst Stunden später wieder angesehen. Wir waren zurückgekehrt an unseren Strand, hatten uns umgezogen, dann aber, statt endlich zu schlafen, einen Spaziergang gemacht. Wir setzten uns an den steinernen Deich, auf dem die Verlängerung der Promenade zum Pier hinausführte. Es war Ebbe. Ein müder Dreiviertelmond warf seinen Schein auf den Schlick zu unseren Füßen. Es roch nach Algen und sich öffnenden Muscheln. Die Mole war voller Möwen und anderer langbeiniger Seevögel. Wenn wir schwiegen, hörten wir das leise Plitsch-Plitsch ihrer Füße im seichten Wasser. Es war kühl, und Caro hatte sich Klaus-Bärbel in den Rollkragen gesteckt. Von der Seite sah ich, wie das Tier sich regte, während Caro den Kopf in den Nacken legte und der Wind ihr die braunen Strähnen aus dem Pferdeschwanz wehte.

»Was, wenn er das Tattoo bereut?«, fragte ich.

Caro sah mich ungläubig an. »Warum sollte er?«

»Du hast ihn hypnotisiert.«

Sie stritt es nicht ab. »Es ist einfacher so.«

»Aber ... wenn er es nicht wollte? Du hast seinen Willen einfach ignoriert. Weil ... weil wir das Geld brauchen.«

»Er wollte es. Er hat nicht widersprochen. Hypnose macht nicht bewusstlos.«

Sie schüttelte den Kopf gegen den Wind, dann hob sie einen kleinen Stein auf und warf ihn in das niedrige Wasser. »Der Engländer brauchte mich, und ich brauchte ihn. Manche Menschen sind auserwählt, Flügel zu tragen, um ihre eigenen Grenzen zu überwinden. Das sage ich ihnen vorher.«

»Und dann hypnotisierst du sie und gibst ihnen Flügel, die sie nie wieder loswerden.«

»Es ist ein Privileg, meine Flügel zu tragen. Bei jedem sehen sie anders aus. Ich mache niemals welche doppelt. Es würde Unglück bringen, wenn jemand mit den Flügeln eines anderen leben müsste.«

»Du fragst nicht.«

»Menschen werden nicht gefragt, bevor das Schicksal sie prägt. Ich folge nur der Bestimmung.«

»Du glaubst, dass alles im Leben vorbestimmt ist?«

»Gewissermaßen.«

»Und die Freiheit des Willens?«

»Ist das, was durch die Landkarte scheint, wenn du sie mit der Rückseite zu dir gegen das Licht hältst.«

Darüber dachte ich einige Minuten lang nach. Wenn alles ohnehin vorbestimmt war, müsste ich mir nie wieder wegen verpasster Gelegenheiten Sorgen machen. Aber wenn mein Wille nur ein spiegelverkehrter Schimmer war, welchen Sinn hatte es dann, Unsicherheit zu überwinden? Caro legte den Arm um mich. Ich lehnte mich an ihre Schulter und schaute nach oben. Das Firmament breitete sich über uns aus wie ein seidiges Laken. Die Sterne schienen so nahe, dass ich meinte, sie pflücken zu können. Ich hatte das Gefühl, bloß die Decke hochschieben

zu müssen, um die Wahrheit zu erkennen. Die Wahrheit hinter Caros Worten. Die Wahrheit meiner Existenz. Aber ich hatte Angst vor dieser Wahrheit, weil ich ahnte, sie würde mich von Caro trennen, und so saß ich still, ganz still und wackelte nicht mal mit dem Zeh.

Jeanette war sauer. Seit ein paar Tagen war das ihr Normalzustand. Sie schob mit zusammengepressten Lippen und verhakten Augenbrauen durch die Station. Wir anderen waren jeden Moment darauf gefasst, dass ihren wütenden, abgehackten Bewegungen ein Scheppern oder Türeenschlagen folgte. Der Grund wurde zum Gesprächsthema Nummer eins auf der Neurologie: Hatte »ihr« Patient was mit seiner Physiotherapeutin? Jeanette war sich beinahe sicher. Dabei hatte der Patient dieser Tage andere Sorgen. Er hatte erfahren, dass er nie mehr würde laufen können, und wollte niemanden mehr sehen. Schwestern und Besucherinnen schickte er gleichermaßen weg, und seit Neustem verweigerte er sogar das Essen. Jeanette war beleidigt. Sie schimpfte ihn undankbar, stellte ihre Besuche bei ihm ein und wollte eine Woche später gar nichts mehr von ihm hören. Meine Hoffnung, eines Tages von ihr etwas über sein Tattoo zu erfahren, starb mit ihrem Interesse an dem Patienten. Ich war auf mich allein gestellt.

Eines Abends aß ich wieder in der Cafeteria. Von Weitem erspähte ich Angela und steuerte auf sie zu.

»Noch frei?« Meine Kehle war plötzlich so trocken, dass ich keinen vollständigen Satz hervorbrachte. Angela klappte ihr Buch zu und ließ es so schnell in ihrer Kitteltasche verschwinden, dass ich den Titel nicht erkennen konnte.

»Zumindest nicht in festen Händen«, antwortete sie schroff. Ihre Worte brachten mein Gesicht zum Glühen. »Kein Grund, Werbung für Osram zu machen«, fügte Angela milder hinzu und lächelte. Dabei veränderte sich ihr Gesicht so drastisch, als wären Mund und Augen ausgewechselt worden. Auf einmal wirkte ihr Ausdruck einladend, geradezu spitzbübisch.

»Du schienst verheiratet mit deinem Buch. Die plötzliche Scheidung, unmittelbar vor meinen Augen, beschämte mein keusches Herz. Wie könnte ich *nicht* erröten?«

Meine eigenen Worte überraschten mich. Angelas Lächeln wurde noch breiter, während ich mich setzte.

»Das war nur ein Urlaubsflirt. Irgendwie muss man die Tage ja durchstehen. Ich stelle mir vor, wohin ich als Nächstes in den Urlaub fahre, und hoffe, den Wahnsinn bis dahin auszuhalten.«

Ich tauchte den Löffel in mein Chili. »Ordnung und klare Strukturen bewirken bisweilen Wunder.«

Angela fing plötzlich an, laut zu lachen.

»Hast du den Spruch von deiner Mutter?«

Ich spürte wieder die Hitze in den Wangen. »Kann sein. Jedenfalls helfen Strukturen gegen Wahnsinn. Du hast den Patienten bei dir, über den hier alle reden, oder?«

Schon wollte ich mich zu meinem Themenwechsel beglückwünschen, da verdüsterte sich Angelas Blick.

»Hey, fang bloß nicht auch noch an, mich wegen dem Querschnitt vollzulabern.« Als ich hastig den Kopf schüttelte, fuhr sie fort: »Der glaubt doch, er sei was Besonderes, so Wunder was wie Einzigartiges. Dabei benimmt er sich genauso wie die anderen Idioten. Die gleichen Komplexe, die gleichen Allüren. Natürlich ist er zu cool für den Rollstuhl. Natürlich glaubt er, er schafft es doch noch, seine Stiefel anzuziehen und zur Tür

rauszugehen. Natürlich heult er nachts und schweigt tagsüber die Psychologin an. Als Nächstes wird er über Selbstmord nachdenken, weil er sich als halber Mann und ach-so-einsam fühlt, nachdem er alle Mädels fortgeschickt hat.«

Ich holte tief Luft und sah ihr direkt ins Gesicht.

»Meinst du, ich könnte zu ihm gehen und ihn was fragen?«

Angela starrte mich einen Moment so reglos an, dass ich erwog, sie ans Luftholen zu erinnern. Dann sprang sie auf. Ihr Stuhl ließ das Linoleum wimmern.

»Du bist schlimmer als die anderen«, stieß sie voller Verachtung hervor. »Die geben wenigstens zu, dass sie ihn anhimeln.«

Ich blieb zurück, als wäre ein Steinschlag neben mir niedergegangen. Mein Herz schlug wie verrückt, und ich hatte das Bedürfnis, mir den Staub abzuklopfen.

Die Straßen nach Granada waren staubig. Caro saß am Steuer des VW Jetta, den sie irgendwo geliehen hatte. Die ohnehin schon kurzen Shorts über den bunt gemusterten Leggings hatte sie nochmals hochgekremgelt. Während sie redete, wanderte der Stil eines kirschroten Lollis von einem Mundwinkel in den anderen. Am Rückspiegel zwischen uns baumelte Klaus-Bärbel.

Wir hatten immer noch nicht darüber geredet, wo sie das Auto herhatte. Von der Autovermietung konnte es nicht sein. Im Handschuhfach hatten Kassetten von Whitney Houston gelegen, die sie gleich zu Beginn der Fahrt aus dem Fenster warf. Ich fühlte mich betäubt, als hätte jemand die Glasglocke gelupft, unter der ich bisher gelebt hatte.

»Im Nachhinein sagen die Leute immer, wenn sie nicht genau in diesem Moment *da-und-da* gewesen wären, dann hätten

sie *den-und-den* nie kennengelernt, und wenn sie *den-und-den* nicht kennengelernt hätten, hätten sie *dieses-und-jenes* nie gemacht, was dazu geführt hat, dass sie jetzt hier sind und nicht in Mexiko. Verstehst du, später sieht es so aus, als hätte alles unweigerlich so und nicht anders passieren müssen. Du kennst dieses Gefühl, die Zufälle reihen sich aneinander, und wenn du am Ziel angekommen bist, scheinen es keine Zufälle gewesen zu sein. Stell dir jetzt vor, du wählst ein x-beliebiges Ziel. Dann wäre es doch nur logisch, dass es eine Kombination von Ereignissen, Begebenheiten und sogenannten Zufällen gibt, die genau auf dieses Ziel hinauslaufen.«

»Ja und?«

»Dann brauchst du praktisch nichts anderes mehr machen, als in jedem Moment deines Lebens gerade das zu tun, was dich deinem Ziel näher bringt.«

»Scherzkeks, in meinem Leben kriege ich bis jetzt schon nur Niete zu fassen. Wie soll es mir da gelingen, jedes Mal den Hauptgewinn zu ziehen?«

»Nicht den Hauptgewinn! Das, was dich ihm näher bringt.«

»Und woher soll ich wissen, was mich ihm näher bringt?«

»Das weißt du, das ist in dir drin. Bei dir ist es zum Beispiel die Alhambra. Wenn du sie einmal besucht hast, dann geht dein Leben in der richtigen Richtung weiter.«

»Ich weiß nicht.«

»Doch! Es kommt dir nur so kompliziert vor, weil du keine Ahnung hast, wie der Hauptgewinn für dich aussehen könnte.«

»Aber du, du hast die Ahnung, oder was?«

»Für mich selbst. Klar.« Sie schob den Lolli von links nach rechts. »Ein Tattoo-Studio auf Sylt. Das ist mein Hauptgewinn.«

»Warum gerade auf Sylt?« Ich hielt meinen eigenen Lolli fest am Stiel.

»Viel Strand. Viele reiche Leute, die sich Tattoos leisten können und sich danach sehnen, ihre Grenzen zu überwinden.«

»Hm. Und angenommen, du hast irgendwann dein Tattoo-Studio auf Sylt. Was ist dann das nächste Ziel?«

Caro kurbelte das Fenster in der Fahrertür herunter und warf ihren Lolli-Stiel hinaus. Ich machte es ihr nach. Einen Moment zog es durch, und Klaus-Bärbel schnappte sich eine Fliege, die sich hereinverirrte.

»Danach gibt es keins mehr. Ich tätowiere Menschen Flügel, bis ich eines schönen Tages ganz überraschend sterbe.«

Granada im Winter war nicht halb so orange, wie ich es mir vorgestellt hatte. Aber die Abwesenheit von Blau erreichte sogar mein Inneres. Ich folgte Caro durch die Straßen und verdrehte mir fast den Kopf auf der Suche nach der Alhambra. Ich wusste, dass sie irgendwo oben, auf einem Berg, sein musste. Aber die umliegenden Häuser nahmen mir die Sicht.

Caro lachte. »Sei nicht so ungeduldig! Morgen gehen wir hinauf.«

Sie hatte Schweißperlen auf der Stirn, weil sie meine Tasche trug und der Parkplatz doch nicht so nah beim Hotel war, wie man uns gesagt hatte. Vor ihrer Brust schaukelte an einem Band ihre Sonnenbrille. Klaus-Bärbel klammerte sich an die Gläser.

An diesem Abend sah ich die Alhambra schließlich doch noch. Caro und ich hatten einen ausgedehnten Spaziergang durch das arabische Viertel gemacht und vergeblich die in unserem Stadtplan eingezeichnete Aussichtsterrasse gesucht. Irgend-

wann waren wir von den zahlreichen Treppen und Steigungen so erschöpft, dass wir aufgaben und uns in ein Restaurant unter Orangenbäumen setzten. Wir aßen viel und gut und bezahlten mit Scheinen, die Caro von dem Engländer bekommen hatte. Nach dem Essen schlug ich vor, noch einmal nach der Aussichtsplattform zu suchen, aber Caro sagte, sie hätte noch etwas zu tun, wofür sie den Stadtplan benötigte, sodass ich sie auf dem Platz unter den Orangenbäumen zurückließ und auf eigene Faust loszog. Ich hatte Glück, denn ich stieß auf eine Gruppe französischer Touristen, die das Wort *Mirador* wiederholten, das ich auch auf den sporadischen Wegweisern zur Aussichtsplattform gelesen hatte. Ich folgte ihnen und fühlte mich dabei mutig wie eine Schlafwandlerin, die zu träumen glaubt, während sie über Dächer balanciert. Aus den Fenstern im Erdgeschoss drangen Musik und Bruchstücke verschiedener Fernsehsendungen. Weiter oben unterhielten sich Frauen von Fenster zu Fenster quer über die schmale Straße. Auf den uralten Stufen lungerten bunt gescheckte Katzen. Dann öffnete sich unvermittelt die Gasse zu einem Platz. Die Häuser wichen zurück und gaben Raum für eine Terrasse, von der aus der Blick über die Dächer der arabischen Altstadt glitt. Dort, auf der anderen Seite der Stadt, lag die Alhambra. Die Abendsonne ließ sie rot erglühen, und plötzlich fühlte ich mich so dermaßen glücklich, dass ich bereit war, Caro zu glauben. Fortan würde mein Leben in die richtige Richtung laufen.

Auf dem Platz stand eine Telefonzelle. Ich hatte Lust, jemanden anzurufen, aber mir fiel niemand ein. Also stand ich neben ihr, starrte zur Alhambra hinüber und sah, wie das Sonnenlicht weniger wurde und die Scheinwerfer zu Füßen der Festung angingen.

Später ging ich zurück zu Caro. Sie saß immer noch an ihrem Platz unter den Orangenbäumen und beugte sich über die Rückseite unseres Stadtplans. Obwohl ich von hinten kam, sah ich sie lächeln. Sie lächelte mit ihrem ganzen Körper. Vor allem mit ihrer Hand.

»Was zeichnest du da?«, fragte ich. Von der Rückseite schimmerten die Straßen Granadas durch das Papier. Sie sahen aus wie Adern. Adern in meinen Flügeln.

»Dein Tattoo«, sagte Caro.

Angelas Abgang verletzte mich. Sie war einfach so davongeprescht und hatte mich mit meinem Chili sitzen lassen. Es erinnerte mich daran, wie ich Caro sitzen gelassen hatte. An jenem letzten Abend in Granada schlenderten wir Arm in Arm zurück in unser Hotel. Caro hatte das Tattoo nicht mehr erwähnt. Der Stadtplan mit dem Entwurf steckte in ihrem Rucksack. Sie sprach von der Alhambra, aber ich hörte kaum zu.

Im Hotel ließ ich sie zuerst duschen und versprach, das Bett vorzubereiten. Kaum hörte ich das Wasser laufen, nahm ich mein Gepäck, das ich glücklicherweise noch nicht ausgepackt hatte, strich Klaus-Bärbel einmal sacht über den Zackenkamm und zog leise die Zimmertür hinter mir zu. Ich bereute es in derselben Sekunde, aber es gab kein Zurück mehr. War es meine Bestimmung, Caros Tattoo zu tragen? Hatte ich einen Willen, mich zu widersetzen?

Ich erklärte dem Mann an der Rezeption, ich müsste leider dringend abreisen, ließ mir einen neuen Stadtplan geben und die Stelle markieren, wo ich einen Taxistand finden würde. Die Nacht verbrachte ich in einem seelenlosen Hotel am Flughafen, dessen Rechnung meine Mutter sich bereit erklärte zu beglei-